

Geschichte eines Diamantrings

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **152 (1873)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-373551>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Weibsperson begegnet, die ihm eine Salbe vorgehalten habe, welche auffallend stark gerochen und ohne Zweifel ihn verderbt habe. Bald fand man auch eine schlecht beleumdete Person, welche, obwohl der Knabe sie nicht erkannte, verhaftet wurde. Gleichzeitig aber wurde der Knabe seinen Eltern weggenommen, einsam eingesperrt und genau beobachtet. Der Erfolg dieser Maßregel war der erfreulichste: Der Knabe spie keine Nadel mehr, seine Sinnestäuschungen ver-

schwanden und in sechs Wochen war er ganz gesund! — Leider war indessen die eingekerkerte Person in der Angst vor dem Schicksal der Göldi zum Fenster hinausgesprungen und wurde mit zerschmetterten Füßen aufgehoben, so daß sie für ihr Leben ein Krüppel blieb. Am 31. Juli 1789 wurde sie freigesprochen.

Seither hat man im Glarnerlande von „Guffenspeien“ und „verderbten Kindern“ nichts mehr vernommen.

Geschichte eines Diamantrings.

In einem Gasthose in Berlin wurde zum Essen geläutet. Gegen die allgemeine Sitte fanden sich eines Tages zwei Gäste schon vor dem Läuten im Speisesaale ein. Was sie so zeitig hierhergelockt hatte, war auch wirklich eines der wichtigsten Dinge auf dieser Welt, nämlich eine Dame. — „Herr Oberkellner!“ rief der Eine, es war der Rentier Molnow, — „Herr Oberkellner, die schöne Frau kommt doch heute ganz bestimmt zum Essen?“ — „Gewiß, Herr Molnow,“ erwiderte derselbe, „gnädige Frau sind nur noch bei der Toilette, werden aber sicher bald erscheinen.“ — „Und bei was für einer Toilette?“ sagte der Andere, Ingenieur Pauly, in süßer Erinnerung schwelgend, „diese Eleganz, dieser Geschmack und dieser Reichthum!“ — „Haben Sie den Ring bemerkt, den sie am Finger trug? Einen Diamanten von solcher Größe habe ich noch nie gesehen.“ — „Sie muß eine Millionärin sein, und doch reist sie ganz allein, ohne jede Dienerschaft, selbst ohne Kammerjungfer.“ — „Ich habe ihr,“ warf der Oberkellner dazwischen, „erst heute das Fremdenbuch vorgelegt, und sie schrieb einfach hinein: Madame Pawlowska aus Warschau.“ — „Eine Polin. — Sehr interessant diese Polinnen!“ — Mittlerweile hatte sich der Saal gefüllt. Der Oberkellner lief geschäftig hin und her, um jedem seinen Platz anzuweisen. — „Numero 43, bitte hierher, Numero



37 da drüben!“ — Die Herren Molnow und Pauly bekamen als regelmäßige Gäste natürlich bevorzugte Plätze, und ihnen gegenüber legte der

Oberkellner mit vielsagender Miene einen Stuhl um, zum Zeichen, daß er reservirt sei. Endlich erschien auch sie, die sehnlichst Erwartete, die Vielbesprochene, mit einem Wort: Madame Pawlowska aus Warschau. Sie war eine blendende Erscheinung, zwar über die ersten Jugendjahre hinaus, aber pikant und feurig. Ihre Toilette verrieth eine gewisse Kühnheit. Nicht jede Dame würde wagen, ihr Kleid vom Halse abwärts in einem mathematisch so korrekten rechten Winkel ausschneiden zu lassen. Goldsachen trug sie außer dem vorhin erwähnten Ringe gar nicht an sich. Nachdem sie eingetreten war, hatten sich die Herren Molnow und Pauly von ihren Plätzen erhoben und sie mit achtungsvoller Verbeugung begrüßt, welche von ihr mit einem freundlichen Lächeln erwidert wurde. Darauf ließ sie sich auf dem reservirten Stuhl nieder und bald war man im eifrigsten Gespräch. Sie erzählte von Warschau und Petersburg, von Moskau und Odessa. Sie sprach gut und mit lebhafter Gestikulation. Daß hierbei der Brillantring an ihrem Finger zur besondern Geltung kam, ist selbstverständlich. Bald war die ganze Tischgesellschaft aufmerksam geworden, und allgemein war die Bewunderung für den prachtvollen Stein. Herr Molnow konnte nun nicht länger an sich halten: „Gnädige Frau, würden Sie mir wohl gestatten, Ihren wunderbaren Ring etwas näher in Augenschein nehmen zu dürfen?“ „Mit dem größten Vergnügen!“ Sie streifte ihn vom Finger und überreichte ihn lächelnd ihrem Gegenüber. Dieser betrachtete den Stein mit wahren Entzücken, schwur, nie etwas Aehnliches gesehen zu haben, und reichte ihn dann, mit gütiger Erlaubniß der Besitzerin, zum Ansehen herum. Der Ring machte bei den Näherstehenden die Runde und jeder war des Erstaunens und des Lobes voll. „Wahrscheinlich ein altes Erbstück ihrer Familie?“ — „Keineswegs, ich trage ihn nur der Kuriosität wegen.“ — Allgemeine Neugierde. „Ich habe den Ring von einem böhmischen Glasschleifer erstanden. Derselbe hat außer seiner, wie Sie alle sehen können, ziemlich schwachen Goldfassung, gar keinen Werth, denn der Stein ist falsch.“ — „Unmöglich! — Das kann nicht sein! — Ein so reines Wasser! — Ein Stein von solchem Feuer!“ — so tönte es wirt durcheinander. „Ihr Erstaunen,“ nahm Madame

Pawlowska wieder das Wort, „und Ihre Zweifel sind das beste Kompliment für meinen armen Glasschleifer, der einen Brillanten so täuschend nachzumachen verstand; aber die Wahrheit muß trotzdem ihr Recht behalten, und so ist und bleibt — der Stein falsch.“ — „Sollte hier nicht vielmehr ein Irrthum oder eine Verwechslung seitens Ihres armen böhmischen Glasschleifers vorliegen?“ — „Keineswegs!“ — „Würden Sie mir wohl,“ wagte Herr Molnow mittlerweile schüchtern zu sagen, „den Ring auf eine halbe Stunde anvertrauen? In der Nähe dieses Hotels wohnt ein mir befreundeter Juwelenhändler, der als bedeutender Kenner von Edelsteinen sich eines großen Rufes erfreut. Diesem möchte ich den Diamanten zeigen, und sein Urtheil über denselben einholen.“ Mit der größten Bereitwilligkeit gieng Madame Pawlowska auf diesen Vorschlag ein. Sie übergab Molnow den Ring und dieser eilte zu dem Juwelenhändler, welcher, nachdem er den Stein besichtigt, gleichfalls in die lauteste Bewunderung ausbrach. — „Und, denken Sie, dieser Stein soll falsch sein!“ — „Lieber Molnow, wenn dieser Stein falsch ist, dann sind meine sämmtlichen Juwelen in diesen Kästen und Schränken auch falsch.“ — „Würden Sie diesen Stein kaufen, und um welchen Preis?“ — 1500 Thaler zahle ich, ohne mich zu besinnen.“ Molnow eilte in das Hotel zurück. Fast die ganze Gesellschaft, der Dinge wartend, die da kommen sollten, war noch versammelt. Der Abend war inzwischen hereingebrochen, und man hatte einige Lichter angesteckt. Athemlos trat Molnow in den Saal. — „Hier, gnädige Frau, ist Ihr Ring. Ich muß Ihnen zugleich sagen, daß mein Freund, der Juwelenhändler, den Stein, ebenso wenig wie wir, für falsch hält, sondern ihn für echt und sehr werthvoll erklärt.“ — „Dann bedaure ich,“ erwiderte Madame Pawlowska mit feinem Lächeln, „Ihren Freund keineswegs für einen so großen Sachverständigen halten zu können, sonst hätte er die wahre Qualität dieses böhmischen Steines sofort herausfinden müssen.“ — „Gnädige Frau,“ sagte Molnow schüchtern, „würden Sie mir den Ring verkaufen?“ — „Das darf ich nicht, denn ich würde Sie damit betrügen.“ — „Darauf lasse ichs ankommen. Ich zahle Ihnen auf der Stelle 1000 Thaler

für den Ring.“ — „Mein Herr, was muthen Sie mir zu?“ — „Ich zahle 1200 Thaler!“ — „Mein Herr, Sie wollen haben, daß ich Ihnen einen falschen Stein, wie ich hiermit nochmals erkläre, einen Stein, der gar keinen Werth hat, für eine solche Summe verkaufe?“ — Molnow nahm seine Brieftasche hervor und zählte das Geld in Kassenanweisungen auf den Tisch. „Hier ist der Betrag. Darf ich nun um den Ring bitten?“ Madame Pawlowska zögerte. Sie drehte verlegen den Ring in ihrer Hand hin und her, und kämpfte augenscheinlich mit sich selbst. Endlich sagte sie mit einer gewissen Feierlichkeit: „Mein Herr, ich nehme hiermit die ganze Gesellschaft zu Zeugen, daß Sie wirklich von mir einen, wie ich nochmals ausdrücklich hervorhebe, vollkommen werthlosen, böhmischen Stein für 1200 Thaler kaufen.“ — „Ja, ja, wir alle sind Zeugen.“ — Mit einem tiefen Athemzuge übergab Madame Pawlowska den Ring Herrn Molnow und strich den Kaufpreis ein. Der Käufer, glücklich im Besitz, steckte denselben alsbald in die Tasche, und manche Flasche Champagner floß noch an demselben Abend als Dankopfer für das vortheilhafte Geschäft. Am nächsten Tage eilte Molnow zu dem Juwelenhändler: „Hier, mein Freund, ist der Stein, den Sie für 1500 Thaler, ohne sich zu besinnen, kaufen wollen. Nun rücken Sie mal raus mit dem Gelde.“ Der Juwelenhändler nahm den Ring in die Hand, betrachtete ihn aufmerksam und lächelte. „Lieber Molnow, ich habe Ihnen gestern für den Ring allerdings 1500 Thaler geboten, aber dieser Ring ist nicht der von gestern. Dieser Stein ist, wenn auch freilich ein sehr gut geschliffener, aber doch immerhin nur sogenannter böhmischer Diamant. Bringen Sie mir den gestrigen und die 1500 Thaler liegen zu Ihrer Verfügung.“ Molnow stand wie vom Donner gerührt. Die Pawlowska ist eine Betrügerin, war sein erster Gedanke. Aber was sollte er machen? Hatte sie nicht offen erklärt, daß der Stein, den sie ihm verkaufe, ein falscher sei? Es begann in ihm die Ahnung aufzudämmern, daß er seine 1200 Thaler verloren habe. Er lief spornstreichs ins Hotel. — „Ist Madame Pawlowska zu Hause?“ — „Madame Pawlowska ist noch gestern Abend abgereist.“ Vermuthlich hat sie außer ihrem

wirklich echten Steine noch eine schöne Anzahl falscher in der Tasche, mit denen die schlaue Dame wohl noch so manchen fangen wird.

Eine komische Heimfahrt.

Ein Bienenzüchter hatte eine Schachtel voll seiner Pfliegbefohlenen mit nach Nordhausen zur landwirthschaftlichen Ausstellung geführt und war dort so glücklich gewesen, den ersten Preis in der Bienenzucht zu gewinnen. Stolz darüber, hatte er auch die bei solchen Gelegenheiten üblichen Trankopfer gebracht und begab sich dann auf den Heimweg per Eisenbahn. Da er sich allein in einem Wagen befand, so steckte er eine Anzahl seiner preisgekrönten Bienen mit der Schachtel in die Tasche und legte sich gemüthlich nieder zum Schlafen. Es dauerte aber nicht lange, als er plötzlich sehr jähe und unangenehm erwachte; es waren seine Bienen, die ihn weckten; in den (preis)gekrönten Häuptern derselben war eine seltsame Idee entstanden. Sie hatten, eine unvorsichtige Bewegung des Schlafenden benutzend, sich aus der Schachtel gemacht und waren in das Innere seiner Beinkleider gedrungen, wo sie ihm Beweise gaben von Eigenschaften, für welche wohl kein Preis ausgesetzt ist. Als der Bienenzüchter sich so über- rascht sah, fand er keinen andern Ausweg, als das energische Mittel, seine Beinkleider auszu- ziehen und die Bienen durch das Fenster hinaus- zuschütteln — er war ja allein. Gesagt, gethan — aber wehe, neues Unglück; im Eifer des Schüttelns hatte er das unentbehrliche Kleidungs- stück nicht fest genug gehalten, und ehe er sich's versah, war es davon und den Bienen nach- geflogen. Jetzt war guter Rath theuer. Wie leicht konnte — schrecklich zu denken — ein oder mehrere Frauenzimmer auf der nächsten Station einsteigen wollen und den Bienenzüchter so sehen. Es galt also, ein Nothsignal zu geben, bevor das Unheil hereinbrach, und das hatte denn auch glücklicher- weise die Folge, daß ein menschenfreundlicher Bahninspektor auf der nächsten Station dem Bienenvater mit einer andern Hofe zu Hilfe kam.

*

Lehrer (zu einem Schüler): Was denkst du von dem Sprichwort: „Es ist noch kein Gelehrter vom Himmel gefallen?“ Schüler: Ich denke halt, es wird noch keiner droben gewesen sein.